Die Metamorphose der Moore

Armin Scheffler

Deutlich wahrnehmbar grenzen sich in unseren Breiten Moorlandschaften von dem umliegenden Gelände ab. Wir meiden diese unheimlichen Gebiete, so dass wir nur einen wenig differenzierten Begriff davon haben. Wenn allerdings unser Interesse einmal geweckt ist, zeigt sich uns eine grosse Vielfalt von Erscheinungsformen. Die vorliegende Studie möchte zeigen, wie eine ganzheitliche Betrachtungsweise der Moore uns auf eine naturgegebene Metamorphose aufmerksam macht, die uns gleichzeitig verwandelnde Kräfte erahnen lässt. Das Wesen, das diese Kräfte beherrscht, die Metamorphose bewirkt und sich in der Vielfalt der Erscheinungen gewissermassen als Spezialfall jeweils abdrückt, erfassen wir in der Idee «Moor».

An die vor unserem Seelenauge bildhaft als Metamorphose oder Verwandlungszusammenhang der Moore gebildete Idee wollen wir zwei Fragen herantragen, die sich aus der praktischen Arbeit, der Herstellung eines Heilmittels aus der Mistel, ergeben haben:

Ist die Idee der Moore geeignet für ein Verständnis des Gärungsprozesses?

Und als zweite Frage: Was können wir aus einer Betrachtung der Moore für ein Substanzverständnis gewinnen, da doch Moore im Laufe der Zeit «Torf» ablagern? Denn offenbar handelt es sich bei letzterem um eine Substanzbildung des Erdorganismus.

Allgemein wird in der Fachliteratur nur dann von einem Moor im engeren Sinne gesprochen, wenn es tatsächlich zu einer sichtbaren Torfbildung kommt, d.h. wenn mindestens 30 cm Torf unter der Moorvegetation anstehen. Bereits in den grossen Werken über unsere Moore vom Anfange unseres Jahrhunderts (*J. Früh* u. *C. Schröter* 1904, *H. Potonié* 1911/12) wird auf einen Gegensatz von Hochmoor und Nieder- oder Flachmoor hingewiesen, der sich auch vielfach in den europäischen Sprachen und Mundarten niedergeschlagen hat: Moos und Ried, Moor und Sumpf, bog and fen, mosse og kärr, um nur einige zu nennen. Von dem Schweden *E. Du Rietz* (1954) wird als Unterscheidungskriterium dieser Moore die Grenze herangezogen, die gerade noch durch geeignete Pflanzen Mineralbodenwasser-Kontakt anzeigt. «Die Mineralbodenwasserzeigergrenze als Grundlage einer natürlichen Zweigliederung der Nord- und Mitteleuropäischen Moore» lautet der Titel seiner Arbeit.

Hochmoore bekommen also ihr Wasser ausschliesslich aus der Atmosphäre, Flachmoore haben Kontakt mit dem von der Gesteinswelt beeinflussten Grundwasser. Ihre Oberfläche passt sich dem Grundwasserspiegel an, so dass der Name Flachmoor besser geeignet erscheint als Niedermoor. Das Hochmoor hat dagegen aufgrund des Pflanzenwachstums und der entsprechenden klimatischen Bedingungen die Kraft, seinen eigenen Grundwasserspiegel über die umliegende Landschaft, in manchen Fällen mehr als 12 m emporzuheben. Daher hat es seinen Namen, nicht etwa von einer hohen Lage im Gebirge. Gerade die bedeutendsten Hochmoore breiteten sich früher in der norddeutschen Tiefebene aus.

Nun ist damit aber keineswegs die Gliederung der Moore erledigt. Selbst in der jüngeren und jüngsten Literatur (*K. H. Göttlich* 1976, *G. Grosse-Brauckmann* 1962, *G. Kaule* 1974, *F. Overbeck* 1975) ist die Zweigliederung in Hoch- und Flachmoor nicht allgemein anerkannt. Vielfach wird von Übergangs- oder Zwischenmooren gesprochen, die zwar Mineralwasserkontakt haben, aber doch eine äusserst hochmoorähnliche Vegetation tragen. Ausserdem werden in fast allen moorkundlichen Werken auch die organischen Schlammbildungen am Grunde der Gewässer be-

schrieben; der Begriff «Moor» wird aber nicht auf diese Bildungen ausgedehnt. Aus der umfangreichen Literatur soll nur ein Aufsatz von *I. Grossbach* u. *W. Schad* (1974) erwähnt werden, die in dem Gegensatz zwischen dem abgeklärt, alt und konservierend wirkenden Hochmoor mit seiner Artenarmut und dem wuchernd lebendigen, formen- und artenreichen, jung und bedrängend wirkenden Flachmoor einen goetheanistischen Ansatz für eine Landschaftskunde sehen. Das Hochmoor ist Landschaft gewordener Ausdruck des Nerven-Sinnes-Poles des Menschen, das Flachmoor dagegen offenbart den Pol quellenden, aufbauenden Lebens im Stoffwechsel. Es stützt sich diese Aussage vor allem auf das Erlebnis der schier unüberschaubaren Arten- und Formenfülle eines reichen Verlandungsmoores. Wir wollen später auf diesen Ansatz zurückkommen.

Gräbt man ein Hochmoor auf, wie man es manchmal an Torfstichen sehen kann, oder bohrt man mit einem Torfbohrer einen Bohrkern aus dem Moor, so sieht man in Schichten unterschiedliche Torfarten in einer meist charakteristischen Reihenfolge. Aufgrund einer Vielzahl von Bohrungen sind zahlreiche Moorprofile ermittelt worden, so dass man heute folgendes idealisierte Profil skizzieren kann *(Bild 1)*.

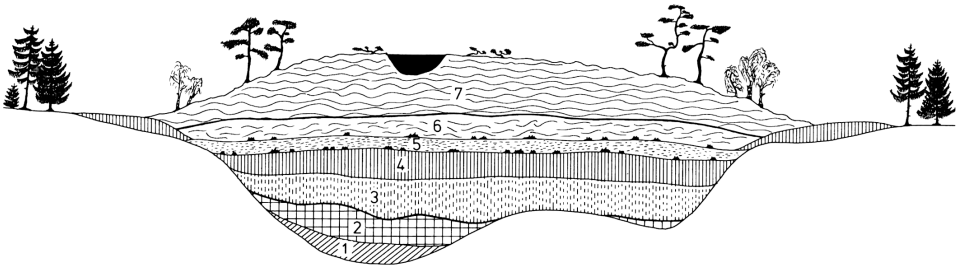

Bild 1: Idealisiertes Profil eines Hochmoores. 1 = Kalkmudde, 2 = Lebermudde, 3 = Schilftorf, 4 = Seggentorf, 5 = Seggen-Bruchwaldtorf, 6 = Schwarztorf, 7 = Hochmoortorf.

Oft, aber nicht immer, findet man unter einem Hochmoor Flachmoortorfe und Schlammablagerungen eines Sees vergangener Zeiten. Zuunterst kann Kreide (1) – sogenannte Seekreide oder Kalkmudde – liegen, die von organischer Schlammbildung (2) – Algenschlamm, Faulschlamm, Lebermudde – überlagert ist. Der Ausdruck Lebermudde ist für solch einen Faulschlamm recht bildhaft. Nur muss man sich die Leber manchmal noch blaugrün bis schwarz vorstellen, um ein Bild dieses Schlammes zu erhalten. Darauf folgen verschiedene Torfarten, die nicht so scharfe Übergänge zeigen und nach der dominierenden Pflanzenart, aus der sie hervorgegangen sind, benannt werden. Man findet z. B. Schilftorf (3), Seggentorf (4), Seggen-Bruchwaldtorf (5) und sogenannten Schwarz- oder Braunmoostorf (6)*. Darüber lagert meist der Hochmoor- oder Weisstorf, der an die wachsende Vegetation heranragt, ja aus ihr fortlaufend weiter entsteht. Im feucht-kühlen Klima nordischer Länder findet man Hochmoore oft unmittelbar auf dem Granit oder über Heidesand, ohne dass Schlamme oder Flachmoortorfe darunter lagern. Auch kennt man Flachmoorbildungen, ohne dass Schlammablagerungen eines ehema-

* Wir rechnen den Schwarztorf zu den Flachmoortorfen, weil er grosse Ähnlichkeit mit den Torfen armer Quellmoore zeigt (vgl. auch S. 33).